

**RYŪ MURAKAMI**

**IN LIEBE,  
DEIN  
WATERLAND**

**! DIE INVASION**

**LESEPROBE**

**ROMAN**

SEPTIME

Originaltitel: *Hantō o deyo I*

© 2005 by Ryū Murakami

All rights reserved

*In Liebe, Dein Vaterland* wurde 2005 in Japan

in zwei separaten Bänden veröffentlicht.

Band 2 der deutschen Ausgabe trägt den Untertitel:

*II: Der Untergang*

ISBN: 978-3-902711-80-9



© 2018, Septime Verlag, Wien

Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Zeus E. Jungrecht

Umschlag und Satz: Jürgen Schütz

Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH

Printed in Austria

ISBN: 978-3-902711-76-2

**www.septime-verlag.at**

[www.facebook.com/septimeverlag](http://www.facebook.com/septimeverlag) | [www.twitter.com/septimeverlag](http://www.twitter.com/septimeverlag)

Ryū Murakami

# **In Liebe, Dein Vaterland**

**I: DIE INVASION**

Roman

Aus dem Japanischen von Ursula Gräfe



## **Inhalt**

Prologue 1 - 14. Dezember 2010 Kawasaki, Japan <b>Der Junge mit dem Bumerang</b>	<b>7</b>
Prologue 2 - 21. März 2010 Pjöngjang, Demokratische Volksrepublik Korea <b>Büro 3, Vorführraum 1</b>	<b>30</b>
Introduction 1 - 3. März 2011 Tokio, Japan <b>Unübersehbare Vorzeichen</b>	<b>57</b>
Introduction 2 - 19. März 2011 Fukuoka, Japan <b>In Wartestellung</b>	<b>74</b>
Phase One 1 - 1. April 2011 <b>Die Glorreichen Neun</b>	<b>105</b>
Phase One 2 - 2. April 2011 <b>Kernlose Papaya</b>	<b>131</b>
Phase One 3 - 2. April 2011 <b>Eine Horde Zombies</b>	<b>154</b>
Phase One 4 - 2. April 2011 <b>Antonow An-2</b>	<b>177</b>
Phase One 5 - 2. April 2011 <b>Die Kriegserklärung</b>	<b>207</b>
Phase Two 1 - 3. April 2011 <b>Die Blockade</b>	<b>241</b>
Phase Two 2 - 3. April 2011 <b>Die Ritter der Tafelrunde</b>	<b>277</b>
Phase Two 3 - 4. April 2011 <b>Vor Sonnenaufgang</b>	<b>343</b>
Phase Two 4 - 5. April 2011 <b>Im Öhori-Park</b>	<b>397</b>
 <b>Personen</b>	 <b>452</b>

Prologue 1

Kawasaki, Japan

14. Dezember 2010

### **Der Junge mit dem Bumerang**

Nobue schlummerte auf einem Feldbett aus amerikanischen Armeebeständen in seinem Zelt, als er vom Gackern eines Huhns geweckt wurde, das auf dem Boden nach Krümeln suchte. Er zögerte, die Augen zu öffnen. Das linke Handgelenk schützend vors Gesicht gelegt, schaute er blinzelnd auf seine Armbanduhr. Der kleine Zeiger stand auf elf, was nicht hieß, dass es auch elf war. Er hatte die Uhr vor über zwanzig Jahren von Ishihara bekommen, und schon damals hatte sie verrückt gespielt. Hundertmal wollte er sie schon wegwerfen, aber er war zu faul, sich eine neue zu kaufen. Außerdem betrachtete er sie seit der Trennung von Ishihara als eine Art Andenken und brachte es nicht über sich, sie so mir nichts dir nichts zu entsorgen. Seine Erinnerung an die Zeit mit Ishihara war intensiv und ungreifbar zugleich, fast als wäre alles nur ein Traum gewesen. Sie lagerte irgendwo in der Tiefe seines Gehirns verborgen, wie eine im Moor versunkene Leiche. Es hatte noch andere Gefährten gegeben. Sugioka, Yano, Katō und noch so einer. Er hatte sich ihre Namen nie richtig merken können, aber Ishihara würde er nie vergessen. Die Uhr war vor ungefähr einem halben Jahrhundert in der Schweiz hergestellt worden. Silberfarbene Zeiger auf weißem Zifferblatt. Immer wenn Nobue auf diese Uhr sah, wurde er sentimental.

Licht schimmerte durch die blaue Plastikplane, die ihm als Zelt diente. Zelt war allerdings definitiv zu viel gesagt. Die Plane wurde in der Mitte von einem Stock gehalten und war außen an drei Punkten am Boden befestigt. Es gab kein Fenster, also wusste er nicht, wie das Wetter war. Von draußen ertönten Stimmen, aber hier war es immer laut, sodass Krach kein Hinweis auf die Tageszeit war. Aber was machte ein Huhn in seinem Zelt? Nobue stöhnte bei dem Versuch, sich aufzusetzen. Seine rechte Schulter schmerzte derart, dass er den rechten Arm nicht zu heben vermochte. Sein linker Ellbogen fühlte sich taub an, das Gelenk knackte. Beim Aufrichten stützte er sich vorsichtig mit der rechten Hand auf. Das Huhn pickte wahllos an einem Stück Süßkartoffelschale und an den in einer zerbeulten Kasserolle klebenden Essensresten herum. In dem Ölfass, das ihm als Ofen diente, schwelte es noch. Wahrscheinlich brannte es ihm deshalb in den Augen und im Hals. Neuerdings waren mehrere Obdachlose an Kohlenmonoxidvergiftung gestorben, und die gemeinnützige Organisation, die sich um sie kümmerte, warnte davor, das Feuer in den Ölfässern über Nacht brennen zu lassen. Dennoch hatte er es vor dem Einschlafen nicht gelöscht. Es war immerhin Anfang Dezember und eiskalt. Ohne ein wärmendes Feuer wären die Schmerzen in Nobues Gelenken und in seinem Rücken unerträglich gewesen und hätten ihn bereits im Morgengrauen geweckt.

»Entschuldigen Sie, Herr Nobue! Hat unser Ken Sie gestört?«

Ein Mann, der nur noch vier Vorderzähne hatte, schob die Plane beiseite und steckte den Kopf ins Zelt. Alle nannten ihn Kuri. In Wirklichkeit hieß er vermutlich Kuriyama

oder Kurita. Er war früher Bankangestellter oder Sachbearbeiter oder so etwas gewesen.

»Ken? Wer soll das sein? Etwa das Hinkel hier?«, fuhr Nobue ihn an.

»Ja, das ist er. Ich sage ihm ständig, dass er nicht zu anderen Leuten ins Haus laufen soll. Komm, Ken, du störst Herrn Nobue. Komm raus da!«

Kuri bückte sich durch den Spalt, um nach seinem Huhn zu greifen.

»Glaubst du, das Vieh versteht dich? Außerdem ist das hier ein Zelt und kein Haus. Das Zelt eines Obdachlosen.« Nobue hustete und Kuri erstarrte, sichtlich erschrocken. Nobue war gefürchtet, nicht nur bei den Obdachlosen, sondern auch bei den Helfern. Er war so etwas wie eine Legende. Es kursierten Geschichten, denen zufolge er mehrere Menschen mit einer selbst gebauten Waffe getötet und aus reinem Vergnügen einen größeren Teil der Stadt Fuchū mit einer – ebenfalls selbst gebauten – thermobarischen Bombe in die Luft gejagt hatte. Doch all das war vor langer Zeit geschehen und Nobue selbst scherte es nicht, eine Legende zu sein oder auch nicht. Doch seine markanten Züge und sein furchteinflößendes Gelächter hatten etwas, angesichts dessen auch gewichtige Dinge wie Leben, Glück oder Frieden bedeutungslos wurden und das Bewohner sowie Helfer stark beeindruckte.

»Ken-chan, komm jetzt! Du darfst Herrn Nobue nicht stören!« Kuri schob eine Hand unter das Huhn, hob es auf und trug es hinaus. »Es tut mir wirklich leid, Herr Nobue. Ich sage es ihm immer wieder«, entschuldigte er sich erneut, während er sich mit ängstlicher Miene zurückzog.

»Mach das nur.« Nobue grinste. »Einem Huhn muss man immer kräftig Bescheid geben.« Plötzlich erschien ihm Kuris Gerede so ungeheuer komisch, dass er einen Lachanfall bekam. Zuerst klang es wie das Gurren einer Taube, doch bald hielt er sich den Bauch, und Tränen traten ihm in die Augen. Er lachte wie ein Verrückter. Früher hatten Ishihara und er oft so gelacht, dass er die Schmerzen in seiner Schulter und seinem Ellbogen vergaß.

Beim Aufstehen stieß er mit dem Kopf gegen die Plastikplane. Als sein Lachen verebbt war, wischte Nobue sich die Tränen ab, hob einen ovalen Spiegel mit weißem Holzrahmen, wie ihn nicht mehr ganz junge Frauen benutzten, vom Boden auf, um sich darin zu betrachten. Eine zehn Zentimeter lange Narbe verlief von seinem rechten Wangenknochen bis hinunter zum Kinn. Er hatte gehofft, im Alter würde sie in den Falten verschwinden, aber vor einigen Jahren hatte sich an ihren Rändern Narbengewebe gebildet, wodurch sie nun noch auffälliger hervortrat. Der Spiegel zeigte die schlaffe Gesichtshaut eines Mannes jenseits der Fünfzig. Der größte Teil seiner Haare war ausgefallen. Da Nobue seit über zehn Jahren nicht beim Friseur gewesen war, hingen ihm die wenigen noch verbliebenen Strähnen wie alte Wollfäden ins Gesicht. Oder wie Spinnweben. In seinem Mund war ungefähr nur noch jeder zweite Zahn vorhanden. Sein lückenhaftes Gebiss war von Zahnstein und Belag völlig verfärbt und das Zahnfleisch beinahe schwarz. Nobue erschrak jedes Mal aufs Neue, obwohl er sich täglich im Spiegel betrachtete. Kein Wunder, dass alle die Hosen voll haben vor mir, dachte er. Hätte ich auch, bei so einer Fresse. Er legte sich die Daunenjacke um, die ihm auch als Zudecke diente, und trat, seine Narbe massierend, vor das Zelt.



Die schwachen Strahlen der winterlichen Sonne, die durch die kahlen Äste fielen, zeichneten abstrakte Muster auf Nobues Gesicht. Anscheinend war es noch nicht Mittag. Auf der Westseite war der Park durch einen hohen Lattenzaun von der Straße abgegrenzt, sodass Nobues Zelt nachmittags vollständig im Schatten lag. Der Stadtverwaltung zufolge sollte der Zaun verhindern, dass betrunkene Obdachlose Verkehrsunfälle verursachten, obwohl dazu statt eines sechs Meter hohen Zaunes vermutlich auch eine Leitplanke genügt hätte. Der Park lag inmitten einer ausgedehnten Wohnsiedlung, die einem Konsortium mehrerer privater Eisenbahngesellschaften gehörte. Bestimmt hatten die Anwohner verlangt, vom Anblick der unzähligen Obdachlosen, die im Park hausten, verschont zu werden.

»Morgen, Nobue!«, rief jemand hinter ihm. Ohne sich umzudrehen, grunzte er eine passende Antwort.

Nobue wohnte jetzt seit anderthalb Jahren im Ryokichi-Park, der Unmengen von Obdachlosen aus dem ganzen Land als Heimstatt diente und von allen »Ryokkō« genannt wurde. Der Ryokkō erstreckte sich von Yokohama bis Kawasaki und zog sich mehrere Kilometer an der Autobahn zwischen Kawasaki und Fuchū entlang. Der Zaun im Westen war drei Kilometer lang. Im Park gab es eine ausgedehnte Rasenfläche, die die Größe von etwa drei Fußballfeldern hatte. Hinter den Waldstücken an seinen nördlichen und südlichen Rändern lagen Wohngebiete. Östlich der Rasenfläche hatten sich, bevor die Obdachlosen Einzug gehalten hatten, Sportanlagen befunden, von denen aber kaum noch etwas übrig war, da die neuen Bewohner sämtliche Torpfosten, Netze und Seile für den Bau ihrer Behausungen entwendet hatten. An einem Hang hatten früher Bänke

gestanden, auf denen Spaziergänger die Aussicht genießen konnten. Mittlerweile waren dort die Zelte der sogenannten Hilfsorganisation, die die Obdachlosen betreute.

Nobue beschloss, zuerst auf die Toilette zu gehen und anschließend etwas zu trinken. Dazu musste er um ein paar »Klötze« herumgehen, die auf ihrer Pappe den Weg blockierten. So nannte man die Neuankömmlinge, die weder Schlafsack, Zelt oder Hütte hatten und auf Pappe oder Zeitungspapier lagen. Um sie herum stank es nach Abfall und Schmutz. Im Ryokkō gab es ein paar Stände, die Material zum Hüttenbau wie zum Beispiel Plastikplanen verkauften, aber ohne Geld war nichts zu machen. Die öffentlichen Toiletten kosteten und auch die mobilen, die die Hilfsorganisation im Park aufgestellt hatte, waren nicht umsonst. Dennoch riss der Zustrom in den Ryokkō niemals ab. Gegenwärtig lebten dort über viertausend Obdachlose, und es wurden ständig mehr.

Eine von in- und ausländischen Gangsterbanden kontrollierte Hilfsorganisation hatte sich breit gemacht und unterhielt einen sogenannten »Markt«, auf dem für Geld alles zu haben war, ohne dass sich jemand von außen einmischen konnte. Obdachlose, die in anderen Parks oder auf der Straße campierten, wurden häufig von Jugendlichen attackiert, und es gab jeden Tag mehrere Todesfälle.

Als Nobue einem Kothaufen ausweichen wollte, verlor er das Gleichgewicht und trat einem Klotz aufs Haar. Die Person – es war nicht einmal zu erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war – rührte sich nicht. Vor Erschöpfung und sicher auch Erleichterung verfielen die meisten in eine Art Schockstarre, sobald sie im Ryokkō angekommen waren, sodass sie auf nichts mehr reagierten.

Die öffentlichen sowie die mobilen Toiletten befanden sich am Parkeingang. Daneben gab es einen Trinkbrunnen und zwei Stände, die Kaffee und Tee ausschenkten. Als Nobue sich den Toiletten näherte, hielt ihn ein Mann in mittlerem Alter auf. »Nobue, das trifft sich gut. Hast du einen Moment für mich? Ich war gerade auf dem Weg zu deinem Zelt.«

Der Mann gehörte zu den für die Toiletten zuständigen Helfern. Er trug ein Polyesterblouson mit der Aufschrift FRIEDEN UND SICHERHEIT FÜR ALLE IM PARK und einem Bild von zwei kleinen Tieren, die sich an den Händen hielten. Sein Kopf und seine Augenbrauen waren rasiert und auf seine Schläfen waren in Rot und Grün die Worte LOVE und PEACE tätowiert. Sämtliche ehrenamtlichen Helfer im Ryokkō gehörten den Yakuza oder einem anderen Gangstersyndikat an. Anfangs hatte es eine seriöse gemeinnützige Hilfsorganisation gegeben, die die Obdachlosen medizinisch versorgte und ihnen Jobs vermittelte, aber als der Zuzug in den Park immer gewaltigere Ausmaße annahm, sodass auch die Polizei nicht mehr Herr der Lage war, rückten kriminelle Banden ein und übernahmen die Herrschaft.

»Was ist los? Ich bin eben aufgestanden und will scheißen«, grollte Nobue.

Der Mann entschuldigte sich mit einer tiefen Verbeugung.

»Wenn du erlaubst, werde ich hier warten. Lass dir so viel Zeit, wie du brauchst.«

Er wandte sich an einen langhaarigen jungen Mann und deutete mit dem Kinn auf die Schlange vor den Toiletten. »Nobue will aufs Klo.«

Der Langhaarige nickte. »Macht Platz«, befahl er barsch und riss die Tür zu einer der Toiletten auf. Ein hustender älterer Mann saß darin. »Raus da!«

»Jawohl«, antwortete der Mann eingeschüchtert und stürzte, ohne sich die Hose hochzuziehen, aus der Kabine.

»Hier, Herr Nobue, bitte.« Der Langhaarige wollte ein Stück Toilettenpapier von der Rolle abreißen, die er in der Hand hielt.

»Du Vollidiot!«, brüllte der Rasierte. »Gib ihm gefälligst die ganze.«

Der Langhaarige entschuldigte sich und reichte Nobue die Rolle. Die Leute in der Schlange glotzten ausdruckslos. Niemand beschwerte sich. Der aus der Toilette vertriebene Alte zog sich die Hose hoch, die ihm noch immer um die Beine hing.

Erfreut stellte Nobue fest, dass der Klositz noch warm war. Bei kalten Klobrillen schmerzte seine Hüfte besonders. Die cremefarbene Plastikwand der Kabine war lückenlos mit Graffiti beschmiert. Nobue las brummelnd ein säuberlich mit Filzstift geschriebenes Gedicht mit dem Titel »Terrorist«:

Seht des Terroristen trauriges Herz  
Seine Güte ist sein Schmerz  
Verraten vom ureigenen Vaterland  
Das ihm geraubt hat Glück und Wohlstand  
Schafe seid ihr, eine lächerliche Herde  
Und wenn der Tag der Rache werde  
Dann auch ihr Schafe wohl erkennt  
Was man das Herz des Terroristen nennt

Was für ein Volltrottel, dachte Nobue beim Lesen. Bestimmt einer, dem sie die ganzen Ersparnisse geklaut hatten.

Der Gedanke belustigte ihn derart, dass er sich vor Lachen krümmte und so die ganze Kabine ins Wanken brachte.

Nachdem dieser affengesichtige Präsident von Amerika endlich kapiert hatte, dass es nichts wurde mit der Demokratie in Afghanistan, im Irak und im Iran, war der Dollar rasant abgestürzt. Der Yen war kurz gestiegen, anschließend aber genauso schnell gefallen wie der Dollar. Die Börsenkurse waren ins Bodenlose gestürzt, bis der Yen und sämtliche Staatsanleihen kaum noch etwas wert waren. Der Aktienmarkt brach zusammen und die Banken wurden geschlossen. Banken, die große Mengen an Staatsanleihen besaßen, gingen pleite, und der Yen fiel weiter. Brennstoff und Lebensmittel wurden knapp. Bald wurde unverhohlen prognostiziert, dass Menschen verhungern und erfrieren würden.

Wenn Nobue sich nicht täuschte, war es im Frühling 2007 gewesen, als der Premier- und der Finanzminister im Fernsehen unter Tränen und tiefen Verbeugungen versichert hatten, es gebe nur einen Weg, Japan aus dieser dramatischen Krise zu führen, nämlich sofort sämtliche Geldautomaten im ganzen Land zu schließen. Die Kunden durften nur noch begrenzte Beträge von ihren Giro- und Sparkonten abheben. Es wurde ihnen nur noch ein für ihre Lebensführung als notwendig erachtetes Minimum zugestanden: Ledige soundsoviel, Ehepaare mit Kindern soundsoviel. Als Nächstes schränkte man durch eine Gesetzesänderung den Umtausch beliebiger Summen von Yen in Dollar oder Euro ein. Doch auch die Devisen, die einige gehortet hatten, erwiesen sich am Ende als weniger wertvoll als erhofft. Die Mehrwertsteuer wurde auf 17,5 % erhöht. Andernfalls wäre der Yen nicht mehr das

Papier wert, auf das er gedruckt sei, erklärten Premier- und Finanzminister auch diesmal unter Tränen. Japan wäre bankrott. Ausländer würden alle Firmen und sämtlichen Grund und Boden aufkaufen, wodurch, so erklärte man dem Volk, sein Vaterland nicht mehr sein eigen wäre. Auf diese Maßnahmen folgte eine Inflation, und am Ende hatte das liebe Vaterland seine Bürger um etwa 40 % ihrer Barschaft erleichtert.

Woraufhin Premier- und Finanzminister selbstverständlich und unverzüglich zurücktraten. Auch als der Dollar immer weiter fiel, befand sich Japan noch immer im Besitz einer gewaltigen Menge von US-Schatzbriefen, wurde aber zwangsweise daran gehindert, diese zu verkaufen. Obwohl die Amerikaner ihrem Verbündeten damit großen Schaden zufügten, gingen sie weiterhin mit großer Rücksichtslosigkeit vor. So erhöhten sie die Preise für Mais um fast 30 %, obwohl die japanische Viehwirtschaft bekanntermaßen von diesen Lieferungen abhing. Außerdem verkauften sie ganz offen Waffen an China und verhandelten ohne Absprache über einen Nichtangriffspakt mit Nordkorea. Demzufolge verloren alle im Land – Politiker, Medien, Intellektuelle, die Bevölkerung – jegliche noch vorhandene Sympathie für die Vereinigten Staaten.

Es war, wie viele meinten, nicht nur, als würde man einem alten treuen Hund sein Futter verweigern, sondern ihm auch noch Prügel verpassen. Im Nu schlug die schon lange schwelende Abneigung gegen die USA in brodelnden Hass um. Die Verachtung, die Japan stets für seine Nachbarn empfunden hatte, schlug nun, da es verarmt war, zurück und trieb das Land nur noch weiter in den Ruin. Für die anderen Nationen spielte es nicht mehr die

geringste Rolle, ob Japan für oder gegen sie war. Es wurde einfach ignoriert und fühlte sich von Asien, Amerika und Europa im Stich gelassen. Die Verbitterung wuchs, sodass Japan sich mehr und mehr abkapselte. Bejubelt vom Mob auf der Straße, prahlte eine steigende Zahl von Politikern unentwegt damit, dass Japan nahezu vierzig Tonnen Plutonium besitze und somit die Herstellung von Atomwaffen ein Kinderspiel sei. Was offenbar auch stimmte. Dank einer besonderen Methode der Erzeugung von Atomkraft, dem »geschlossenen Kernbrennstoffkreislauf«, war es dem Land gelungen, Unmengen von waffenfähigem Plutonium anzureichern.

Ebenso wie glücklose, verbitterte Nationen von ihren Nachbarn gehasst und geächtet werden, ergeht es auch Individuen. Wer arm und verbittert ist, verliert häufig die Fähigkeit, sich zu beherrschen. Das heißt, solche Leute werden leicht wütend. Sie drehen durch, werden gewalttätig oder drohen, sich die Pulsadern aufzuschneiden – manche tun es wirklich. Sobald die Schergen der Hilfsorganisation eine solche Person im Park aufspürten, schlugen sie sie halb tot. Menschen, die sich nicht beherrschen konnten, waren gefährlich. Man musste jede Aggression aus ihnen herausprügeln, sodass sie sich nicht mehr rühren konnten. Die Opfer dieser Maßnahme konnten sich, wenn man mit ihnen fertig war, nicht einmal mehr anständiges Essen besorgen. Sie mussten den Müll nach Resten durchwühlen, und Hygiene spielte keine Rolle mehr. Da man ihnen den Zugang zu den mobilen Toiletten verwehrte, mussten sie sich in Löchern erleichtern, die man in die Erde gegraben hatte. Toilettenpapier bekamen sie natürlich auch nicht, sodass sie meilenweit gegen den Wind stanken. Körpergeruch war ein übliches

Merkmal von Obdachlosigkeit, aber mit Leuten, die auch noch nach Scheiße stanken, wollte nun wirklich niemand etwas zu tun haben. Wenn die Ehrenamtlichen solche Stinker entdeckten, schlugen sie derart erbarmungslos zu, dass sie sich nie wieder im Park blicken ließen. Was für sie galt, galt auch für Nationen – sobald sie die Kontrolle über sich verloren hatten, wurden sie zum Gegenstand der Verachtung, isoliert und schließlich aus der Weltgemeinschaft ausgestoßen.

Während Nobue auf der Toilette saß, dachte er an seine Zeit mit Ishihara in Fukuoka. Damals hatte die Regierung seine Landsleute gezwungen, auf 40 % ihrer Ersparnisse zu verzichten. Sobald Nobue die Muskeln in seinem Unterleib anspannte, verschärfte sich der Schmerz in seiner Hüfte, und als er sich bückte, um sich den Hintern abzuwischen, tat ihm die Schulter höllisch weh. Er stand langsam auf, um sein Kreuz zu schonen, und fragte sich, in welcher Zeit er jetzt die Hundertmeter laufen würde. Von der Mittelschule bis zu dem sinnlosen Massaker, an dem er sich mit Ishihara und den anderen ergötzt hatte, hatte er nur wenig über elf Sekunden gebraucht. Das würde er nicht mehr schaffen, und wäre ihm auch der Teufel auf den Fersen. Seine Hüften, seine Schultern, seine Ellbogen, eigentlich alle seine Gelenke, waren derart verschlissen, dass er sie kaum noch gebrauchen konnte. Sollte er es jemals schaffen, so schnell zu rennen wie früher, würde er wahrscheinlich in sämtliche Einzelteile zerfallen wie eine Marionette, bei der man die Fäden durchgeschnitten hatte. Er stellte sich bildlich vor, wie ihm die Gliedmaßen abfielen, und musste wieder fürchterlich lachen.

Der junge Helfer mit dem langen Haar wartete vor der Toilette auf ihn.



»Herr Nobue«, rief er beflissen. »Ich hoffe, alles ist gut raus ...«

Als er Nobue lachen sah, verschluckte er den Rest und hielt ihm lediglich ein heißes Handtuch hin. Nobue, der sich vor Lachen kaum noch halten konnte, nahm es und sah den Langhaarigen an. Seine Spinnenwebhaare flatterten im Wind.

»Weißt du was?«, prustete er. »Wenn ich jetzt rennen würde, würde ich komplett auseinanderfallen. Wie eine Marionette ohne Schnüre!« Er packte die Schulter des Jungen, um sich abzustützen und sich mit der freien Hand das Gesicht abzuwischen. Dann kam der Hals an die Reihe, dann wischte er unter den Armen und schließlich fuhr er sich in die Hose und rubbelte dort herum. Das anfangs weiße Handtuch färbte sich braun und brauner, bis es am Ende fast schwarz war. Hin und wieder machte Nobue eine Pause, um daran zu riechen und es wie eine Fahne herumzuschwenken. Dem Langhaarigen fehlten die Worte, so fasziniert war er von der Vorstellung. Die Leute, die vor der Toilette Schlange standen, glotzten stumm und mit offenen Mündern.

»Da ist so ein komischer Typ aufgetaucht. Ich hätte gern, dass du ihn dir mal ansiehst, Nobue«, erklärte ihm der Mann mit dem rasierten Schädel, während sie über die Wiese in Richtung des südlichen Wäldchens gingen.

»Wieso komisch?«, fragte Nobue, als sie an dem von Spazier- und Fahrradwegen umgebenen »Volksmarkt« angekommen waren, auf dem sich ein Stand an den anderen reihte. Es gab dort alles und alles war billig, weshalb auch Leute, die nicht im Ryokkō kampierten, an den Ständen,

Zelten, Buden und Fertighütten einkaufte. Die meisten hatten Lautsprecher, aus denen Musik oder Werbedurchsagen dröhnten. Nobue gefiel der Lärm und das Durcheinander. Das Getümmel um die Stände gab ihm das Gefühl, sich auf einem unbekanntem Planeten zu befinden, auf dem es von seltsamen Lebewesen nur so wimmelte. Doch der Mann mit dem rasierten Kopf schien den Trubel zu verabscheuen und zog ein finsternes Gesicht.

»Wieso komisch?«, schrie er ihm noch einmal ins Ohr.

»Er spricht nicht. Und er hat diese merkwürdige Waffe dabei.«

»Warum jagt ihr ihn nicht weg?«

»Er will einfach nicht abhauen. Wir haben ihn schon zweimal fast totgeprügelt. Er verzieht keine Miene, du kannst ihn schlagen und treten, wie du willst. Ein unheimlicher Bursche.«

Hin und wieder tauchten solche Typen auf. Zwei Jahre zuvor hatte sich ein bleicher dürrer Jüngling namens Shinohara im Ryokō eingeschlichen. Er hatte einen großen Koffer mit unzähligen giftigen Hundert- und Tausendfüßlern bei sich gehabt, und wenn ihm langweilig war, hatte er ein paar davon auf die Obdachlosen losgelassen und zugehört, wie sie sich nach den Bissen vor Schmerzen wanden. Einige seiner Opfer bekamen heftige Ausschläge und hohes Fieber und wären fast gestorben, was wiederum das Gesundheitsamt in Panik versetzte, da man den Ausbruch einer Seuche befürchtete. Die Ehrenamtlichen hätten Shinohara gern aus dem Park verjagt, trauten sich aber wegen der Tausendfüßler nicht an ihn heran. Shinohara hatte leblose Augen – wie ein Toter – und pflegte ohne ersichtlichen Grund vor sich hinzukichern. Sprach man ihn an, reagierte er überhaupt

nicht. Doch Nobue hatte sich einfach eine Weile neben ihn gesetzt, worauf er tatsächlich beinahe kindlich lächelte und über sein Leben und seine Eltern zu sprechen begann.

»Angeblich redest du doch mit niemandem? Wieso redest du mit mir?«, hatte Nobue ihn gefragt.

»Weil du wie ein Alien aussiehst. Deshalb fühle ich mich bei dir sicher«, antwortete Shinohara.

Shinohara hatte mit seinen Eltern in Setagaya in Tokio gelebt. Sein Vater war Gelehrter, seine Mutter Übersetzerin. Seine jüngere Schwester wollte Cellistin werden. Seit früher Kindheit interessierte er sich für giftige Lebewesen. In der Schule gab er sein ganzes Taschengeld für Frösche, Spinnen und Skorpione aus, die er im Internet bestellte. In der neunten Klasse fing er an, Hundert- und Tausendfüßler zu züchten. Als er einige davon mit in die Schule brachte, wurde einer seiner Klassenkameraden gebissen und blieb halbseitig gelähmt. Bevor die Polizei ihn erwischte, versuchte Shinohara seine Eltern und seine Schwester zu töten. Seine Eltern hatten anscheinend die erfolgreichere Schwester bevorzugt, und er hatte sich ausgeschlossen und betrogen gefühlt. Als er aus der Erziehungsanstalt entlassen wurde, hatte er kein Zuhause mehr. Er bekam zwar einen Bewährungshelfer, aber der Mann fürchtete sich so sehr vor den Tausendfüßlern, dass er sich nicht mal in Shinoharas Nähe traute. Shinohara hatte sich schon vorher gut mit Insekten ausgekannt, aber in der Anstalt hatte er sich dann eingehend mit Biochemie und Pharmakologie beschäftigt und sich erstaunliches Wissen angeeignet. »Die Typen dort – richtige Vollidioten«, erzählte er Nobue. »Natürlich durfte ich keine Bücher über Toxikologie lesen, aber Pharmakologie ist ja nur

die andere Seite davon – im Grunde geht es um das Gleiche. Aber das haben diese Blödmänner natürlich nicht kapiert.«

»Warum kommen eigentlich immer mehr von diesen abartigen Typen?«, fragte der Kahle. Nobue antwortete nicht. Nicht dass er nicht wollte, aber er verstand den Sinn der Frage nicht. Er fand Menschen, die den gesellschaftlichen Normen entsprechend lebten, weitaus abartiger. Sugioka, ein alter Freund von ihm, hatte eines Morgens sehr schlechte Laune, weil er nicht gut geschlafen hatte. Zufällig wackelte vor ihm eine nicht mehr ganz junge Frau mit dem Hintern und er fühlte sich bewogen zuzugreifen. Doch als die Begrapschte ihn anschrie, schnitt er ihr mit seinem Klappmesser die Kehle durch. Jeder konnte einen Mord begehen. Wie eben Sugioka. Nobue fand die Leute, die Sugioka oder Shinohara für merkwürdig hielten, viel merkwürdiger. Schließlich besaß der Mensch die Freiheit und meist auch die Möglichkeit, alles zu tun, was ihm in den Sinn kam. Das war das eigentlich Furchterregende.

Leute wie Sugioka und Shinohara waren durchaus gefährlich, aber nicht so unberechenbar wie viele andere, die es in den Park verschlagen hatte. Obwohl man sie aus der Gesellschaft, aus ihren Familien ausgestoßen hatte und ihre eigene Regierung sie ihrer Ersparnisse beraubt hatte, bemühten sie sich noch immer, an irgendetwas zu glauben. Nicht weil sie das unbedingt wollten, sondern weil sie nicht leben konnten, ohne sich an etwas zu klammern. Anders als Sugioka, Shinohara oder auch Ishihara hatten diese Obdachlosen und auch die Ehrenamtlichen keine festen Konturen. Ihre Gesichter, ihr Verhalten und ihre Bewegungen

hatten immer etwas Ungreifbares und gaben der ganzen Szenerie etwas Tagtraumhaftes.

»Außerdem hatte er von Anfang an keinen Code. Er hat ihn nicht verkauft, er hatte nie einen. Ganz sicher wird dieser Typ irgendeinen Unsinn fabrizieren.«

Der Kahle sprach von dem elfstelligen Registriercode, der in den Ausweis eingespeichert oder verschlüsselt in ein Mobiltelefon eingegeben wurde und zur Identifizierung des betreffenden Staatsbürgers diente. Einige Obdachlose im Ryokkō hatten ihren Code an Ehrenamtliche von der chinesischen Mafia verkauft. Die Betreuung des elektronischen Einwohnermelderegisters, genannt Juki Net, war an große chinesische und indische Firmen outgesourct worden. Der Besitz eines solchen Codes versetzte die chinesische Mafia in die Lage, ins Juki Net einzudringen und die dort gespeicherten Informationen zu manipulieren. Anschließend verkauften sie den Code für viel Geld an illegale Ausländer oder Leute, die eine neue Identität brauchten. Allerdings gab es auch – einige wenige – Japaner, die keinen Code besaßen. Shinohara hatte keinen und Nobue und Ishihara auch nicht.

Dies lag nicht daran, dass sie straffällig geworden waren. Bei der Einführung des Meldesystems waren einige Personen herausgefallen – beispielsweise wer aus seinem Familienregister gestrichen worden war, oder Kinder von Sektenmitgliedern, die jegliche Registrierung verweigerten. Nobue hatte seine Codenummer nie gesehen und auch kein Interesse daran. Er war bei seinen Eltern in Hachiōji in Tokio registriert gewesen, aber als er mit Ishihara wegen des Bombenanschlags in Fuchū verhaftet worden war, hatten seine Eltern ihn aus dem Familienregister streichen

lassen. Er besaß keinen Ausweis, keine Kreditkarte, keinen Führerschein und keine Versicherung. Seinen Code nicht zu kennen war das Gleiche, wie keinen zu haben.

»Da ist er. Du redest mit ihm, Nobue, ja? Sag ihm, er soll abhauen.«

Der Junge saß auf einem Klappstuhl zwischen einem Stand mit alten Zeitungen und Zeitschriften und einer Metzgerei. Nobue ließ den Kahlköpfigen stehen und ging langsam auf den Jungen zu, der ihn noch nicht bemerkt hatte. Die wenigen Zwischenräume zwischen den unzähligen Läden dienten als Gassen. Rauch quoll aus dem Ofenrohr eines Imbiss-Zeltes mit der Aufschrift SOBA – UDON. Bis vor zwei Jahren hatten sie im Rahmen eines Ernährungsprogramms die Nudeln kostenlos ausgegeben, aber seit die Ehrenamtlichen von der Mafia aufgetaucht waren, gab es nichts mehr umsonst. Eine Schale Udon kostete dreihundert Yen, dennoch kosteten die Dinge im Ryokkō nur halb so viel wie draußen. Ein Mann und eine Frau teilten sich gerade eine Schale Udon, wobei sie sich die Nudeln mit ihren abgenutzten Wegwerfstäbchen einzeln und fürsorglich in den Mund schoben.

Neben dem Udon-Zelt gab es einen Laden mit Camping-Laternen und Kerzen und gegenüber einen mit Lampenöl und Benzin, neben dem sich gebrauchte Autoreifen stapelten. Dann kam ein kleiner Stand, an dem ein dürres Männlein leere Einwegfeuerzeuge wieder auffüllte. Auf wenigen Metern drängten sich die verschiedensten Buden, einschließlich einer Werkstatt für tragbare Generatoren, einem Stand mit gebrauchten Strumpfhosen und einem mit hausgemachtem Lippenbalsam. Die Strumpfhosen

verkaufte eine junge Frau mit ungesunder Gesichtsfarbe und der Figur eines Dinosaurierbabys. Hinter einem Laden mit Gemüse und Eingelegtem türmten sich Essensabfälle. Ein alter Mann, der mehrere Lagen Pullover übereinander trug, wühlte darin. Auch Nobue spürte die Kälte, und seine Hüfte schmerzte wieder mehr. Er sehnte sich nach einem heißen Getränk. Eigentlich hatte er schon nach der Toilette etwas trinken wollen, es aber über der Annehmlichkeit des heißen Handtuchs vergessen.

»Morgen, Nobue«, sprach ihn ein Mann an, der eben noch über Lautsprecher zwei Flaschen Scotch zum Preis von zehntausend Yen angepriesen hatte. Er war Ende zwanzig, hatte ein hübsches Gesicht und trug das gleiche Kunststoffblouson wie der Kahlköpfige, nur mit der Aufschrift FRIEDEN UND HARMONIE. Er war halb Kolumbianer, halb Japaner. »Ich brauche was Heißes zu trinken«, sagte Nobue, woraufhin der Mann den Lautsprecher auf das Regal mit den Whiskyflaschen legte, Haltung annahm und fragte, was »Herr Nobue« denn zu trinken wünsche. »Egal, irgendwas. Kakao oder so. Zwei Becher«, erwiderte dieser. Nobue hatte die Ahnung, dass der Junge vielleicht auch einen wollte.

»Kakao. Zu Befehl.« Der gut aussehende junge Mann verließ den Laden.

»Hast du nicht gehört? Ich sagte *egal*. Nur heiß muss es sein. Kakao oder sonst was.« Erschrocken über die barsche Zurechtweisung stürzte sich der junge Mann ins Getümmel und kehrte binnen Kurzem ein wenig außer Atem mit zwei Pappbechern dampfend heißen Kakao zurück.

Der Junge, mit dem Nobue reden sollte, blickte ziellos in die Ferne. Ein Schnitt an seiner Lippe hatte sich entzündet und war rot und geschwollen. Auf dem Rücken trug er

eine Art flachen Rucksack aus schwarzem Leder in einer sonderbaren Winkelform. Das weiche Haar fiel ihm in die Stirn. Nobue überlegte, wie alt er sein mochte. Er hätte dreizehn, aber auch Ende zwanzig sein können. Je nach Perspektive. Nobue reichte ihm einen der Pappbecher, und der Blick des Jungen wanderte von den Wolken zu dem Becher, von dort über Nobues Hand seinen Arm hinauf bis zu seiner Schulter und blieb an seinem Gesicht hängen. Der Dampf stieg zu seinen Stirnhaaren hinauf. Er wirkte verständnislos.

Gegenüber war ein Stand mit allen möglichen großen und kleinen Batterien. Auf dem Boden lagen Werbeblätter für eine Samenbank, auf denen in großen roten Zeichen stand: ABSOLVENTEN DER UNIVERSITÄTEN TOKIO, KIOTO UND HITOTSUBASHI MIT ZERTIFIKAT – JEWEILS 30.000 YEN. Etwa zehn Meter hinter dem Batterienstand in Richtung Südwäldchen gab es einige provisorische Latrinen. Eigentlich waren es nur Löcher im Boden, die mit ein paar Pappdeckeln abgeschirmt waren. Sie waren für die Leute, die sich die richtigen Toiletten nicht leisten konnten. Eine dicke Frau mit gelb gebleichtem Haar verrichtete dort gerade ihr Geschäft. Dabei kämpfte sie mit ihrem verschlissenen Strickrock, sodass ihr ausladendes Gesäß durch einen Spalt zwischen den Pappdeckeln sichtbar war. Als sie sich gleich darauf erhob, um sich den Hintern abzuwischen, exponierte sie ihre wabbligen Beine, aber keiner der Leute, die dort herumlungerten, würdigte sie auch nur eines Blickes.

Der Junge nahm den Kakao. »Darf ich mich zu dir setzen?«, fragte Nobue. Der Junge musterte ihn einen Moment und nickte.



»Dein Rucksack hat aber eine komische Form. Was hast du denn da drin?«, fragte Nobue, woraufhin der Junge zu Boden starrte und etwas Unverständliches murmelte. »Was? Ich kann dich nicht hören. Kannst du ein klein wenig lauter sprechen?« Nobue musste lachen, sodass sein Kakao überzuschwappen drohte.

Vor der Fleischerbaracke brutzelten Schnitzel, Frikadellen und Kroketten in einer Fritteuse, die einen stechenden Geruch nach kochendem Öl und verbranntem Teig aussandte. Zwei Männer mittleren Alters aßen panierte Hamburger und starrten Nobue mit verschmierten Mündern voller Brotkrümel an.

»Was ist los? Hab ich was Komisches gesagt?«, fragte der Junge mit heiserer Stimme.

»Nein, aber du sprichst so leise, dass man überhaupt nichts hört. Genierst du dich? Wo so eine Fette in der Öffentlichkeit kackt, braucht man sich nicht zu genieren.« Sein Lachanfall schien mit jedem Wort stärker zu werden, bis er gar nicht mehr aufhören konnte.

»Tut mir leid«, sagte der Junge, als Nobue sich endlich wieder gefasst hatte und sich die Tränen aus den Augen wischte.

»Du musst dich nicht entschuldigen. Sag mir nur, was du in deinem Rucksack – «

»Einen Bumerang«, fiel ihm der Junge nun laut und deutlich ins Wort.

»Ach was?« Nobue wusste nicht genau, was ein Bumerang war. Der Junge stand auf und ging durch die Gasse an der Metzgerbaracke in Richtung Wäldchen. Nobue folgte ihm. Auf dem Brachland vor dem Südwäldchen gab es lediglich die mit Pappe abgeschirmten Klolöcher und einen

Müllplatz. Auf einer der überquellenden Tonnen saß eine Krähe. Die Ehrenamtlichen stellten für gewöhnlich ein paar Obdachlose ab, die den Müll einsammeln sollten, aber da es Winter war, hatte sich niemand darum gekümmert. Das Gelände war auch bei Frost immer ein wenig matschig, und das Wasser auf dem Gras durchnässte Nobues Turnschuhe und tränkte den Saum seines langen Daunenmantels. Die Ehrenamtlichen ließen nicht zu, dass dort jemand eine Hütte oder ein Zelt aufstellte. Wer es dennoch versuchte, wurde brutal vertrieben, denn die Leute aus dem Wohngebiet hinter dem Wäldchen bezahlten dafür. Oben auf dem Hang, wo die Bäume spärlicher wurden, hatte man einen Stacheldrahtzaun gezogen. Unmittelbar dahinter lag das Wohngebiet, dessen Bewohner, wenn sie ihre Hunde ausführten, häufig am Zaun stehen blieben und den Park durch ihre Ferngläser beobachteten.

Der Junge machte Halt, nahm den Rucksack ab und zog einen sichelförmigen silbrigen Metallgegenstand daraus hervor. Der Bumerang hatte in etwa die Länge einer Whiskyflasche. Der Griff war mit Schnur umwickelt und die innere Kante messerscharf geschliffen. Der Junge fasste den Griff, fasste ihn noch einmal und zeigte auf die Tonne mit der Krähe. Aha, ein Bumerang war also ein Wurfgegenstand, dachte Nobue. Schon zischte der Bumerang über das Feld und schien dabei immer schneller zu werden, bis Nobues Augen ihm nicht mehr folgen konnten. Hin und wieder funkelte das Metall in der Sonne. Es sah aus, als würde der Bumerang Blitze aussenden. Die Klinge sauste in gerader Linie auf die Tonne zu. Weder Vögel noch Flugzeuge noch Gewehrketten oder Pfeile flogen auf diese Weise. Offenbar wurde dieses Ding durch die Drehung immer schneller, fing

den Wind ein und hielt dabei die Richtung. Etwas barst auf der Tonne wie ein schwarzer Ballon. Der Bumerang schien kurz inne zu halten, bevor er die Richtung änderte, rotierend mit womöglich noch größerer Geschwindigkeit zurückraste und schließlich zu Füßen des Jungen im Boden stecken blieb.

»Ist das eine Waffe?«, fragte Nobue den Jungen, als sie die blutigen Reste der Krähe an der Tonne inspizierten.

Dieser nickte, während er Schleim, Blut und Schmutz von der Klinge abwischte und seinen Bumerang wieder einpackte. Sein Blick war nun ein anderer. Wie der von Sugioka, nachdem er die Frau getötet hatte. Der Junge fühlt sich vermutlich nur am Leben, wenn er mit seinem Bumerang etwas Lebendiges zerfetzt, dachte Nobue. Am besten, er schickte ihn zu Ishihara nach Fukuoka. Hier war es nur eine Frage der Zeit, bis er jemanden umbringen würde.

Prologue 2

Pjöngjang, Demokratische Volksrepublik Korea  
21. März 2010

### **Büro 3, Vorführraum 1**

Pak Yong-su hatte spät am Abend zuvor den Befehl erhalten, sich im Büro 3 einzufinden, in dem sich das für gegen den Süden gerichtete Maßnahmen zuständige Sekretariat der Arbeiterpartei befand. Eine Order nach zehn Uhr abends verhiess nichts Gutes, zumal ihm die Botschaft auch noch Jang Jin-myeong vom Kultusministerium übermittelt hatte. Jang Jin-myeong und er waren schon Kommilitonen an der Universität gewesen, aber so etwas war noch nie vorgekommen. Dreißig Jahre politische Laufbahn hatten Pak Argwohn gegenüber außergewöhnlichen Vorkommnissen gelehrt. Jang Jin-meyongs Fachgebiet an der Kim Jong-il-Militärakademie war osteuropäische Kunst gewesen, und er war eigens von der Parteiführung ins Kultusministerium berufen worden. Pak selbst hatte Philosophie und Anglistik studiert und einen Posten im Politbüro der Volksarmee erhalten. Als Mitglied des Führungskaders der fünften Einheit für Sondereinsätze hatte er sechzehn Jahre lang Japanisch gelernt und unterrichtete es seit vier Jahren selbst an seiner Universität.

»Es ist lange her, aber du siehst gut aus«, sagte Jang Jin-myeong lächelnd, als er den Raum betrat, doch die Augen hinter seiner Brille lächelten nicht. Ihre letzte Begegnung lag in der Tat etwa zehn Jahre zurück. Jang war ein gerissener alter Fuchs, dessen Wachsamkeit nie nachließ, aber so

angespannt wie heute hatte Pak ihn noch nie erlebt. Das verstörte ihn. Jangs blaue Jacke war zu eng, wie bei einem Komiker im Film, er trug einen roten Polyester-Schlips, und auf seinem über den Bauch gespannten Hemd, das ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit dem berühmten Riesenwaran im Zoo von Pjöngjang verlieh, prangte ein gelber Fleck. Er wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß vom Gesicht, obwohl die Temperatur in Paks Büro keineswegs hoch genug war, um einen Mann selbst von Jangs Umfang ins Schwitzen zu bringen.

Als ihm ein Wachmann per Telefon angekündigt hatte, dass Jang auf dem Weg zu ihm sei, hatte Pak den Computer auf seinem Schreibtisch hastig ausgeschaltet, denn er hatte die Homepage der japanischen Regierung aufgerufen. Obwohl er durchaus die offizielle Berechtigung besaß, solche Seiten zu lesen, durfte er nicht annehmen, dass sein Kollege notwendigerweise ein Verbündeter war. Er hatte jüngst den Befehl erhalten, noch strikter auf alles zu achten, was innerhalb des Politbüros gesagt oder getan wurde. Unter ihrer demokratischen Regierung hatten die USA ihre Position gegenüber der nordkoreanischen Republik in den letzten drei Jahren deutlich gemildert. Mit dieser Annäherung hatte sich auch die politische Lage in Nordkorea leicht verschoben. Das Resultat war ein Aufstieg der Reformfraktion, mit dem ein Niedergang der Hardliner einherging. Aber auch die Befürworter eines drastischen Umschwungs und einer wirtschaftlichen Liberalisierung waren einer Säuberung zum Opfer gefallen.

Es hatte Gerüchte gegeben, dass der Geliebte Führer und oberste Befehlshaber der Koreanischen Volksarmee Genosse General Kim Jong-il die Herrschaft abgeben könnte, aber

diese den militärischen Falken zu überlassen kam nicht infrage, und unter den Reformern gab es keine charismatische Führerfigur. Weder die Amerikaner noch die Chinesen hatten Interesse daran, dass ein Machtwechsel womöglich einen Konflikt auslöste. Ganz gleich, ob die Reformer die Zügel an sich reißen würden oder die Hardliner erneut an die Macht kämen, die Aussicht, dass Kim Jong-il durch eine kollektive Führung ersetzt würde, lag in weiter Ferne. Der Geliebte Führer hatte selbst zweimal in der Presse und im Fernsehen verkündet, dass »das Tauwetter noch lange auf sich warten lassen« würde. Überdies hatte er das Sprichwort »Pilze im März sind giftig« zitiert und damit angedeutet, dass überstürzte Worte und Taten sich als schädlich für die Gesamtpolitik erweisen könnten. Einige hatten gewagt zu äußern, dass nun Japan eine größere Bedrohung für die Nation darstelle als Amerika, aber niemand brauchte Pak daran zu erinnern, wie gefährlich diese Position sein konnte. Sich mit den Reformern oder den Traditionalisten zu verbünden war gleichermaßen riskant. Vielleicht diente Jangs später Besuch, ohne die Vermittlung ihrer jeweiligen Sekretäre, der Suche nach einem Sündenbock, einem der in der Mitte feststeckte. Vielleicht kam er, um in Paks Arbeiten oder seiner Einstellung eine heimliche Hinwendung zu Amerika zu entlarven.

»Entschuldige meinen plötzlichen Besuch um diese späte Stunde, Genosse Pak«, sagte Jang, während er sich wieder die Stirn wischte und auf seine Armbanduhr sah. Es war eine silberne Rolex, auf deren Rand die Initialen des Geliebten Führers eingraviert waren. Jangs Beziehungen zur europäischen Filmbranche hatten der Republik einige Rolex-Uhren beschert.

»Das macht überhaupt nichts«, antwortete Pak. »Wie du weißt, bin ich noch immer Junggeselle. Außerdem heißt es ja ›Schmetterlinge im Winter sind seltener Besuch‹.«

Er schmeichelte Jang aus Vorsicht, dennoch war es Pak unangenehm, seinen fünfzigjährigen, fetten und hässlichen Besucher mit einem Schmetterling zu vergleichen.

»Danke. Es geht nichts über alte Freundschaft. Aber was für eine wunderbare Aussicht auf den Taedong du hast! Und die Beleuchtung auf der Chungsong-Brücke funktioniert auch wieder. Sie ist vielleicht noch ein wenig schwach, aber man sollte sie als Symbol für das vergangene Jahrzehnt sehen – und für die Stabilität der Führung unseres Genossen Generals.«

Die Vorhänge waren halb geöffnet und die feuchte Märzluft strömte in den Raum. Durch das Fenster hatte man einen Ausblick auf den ruhig dahinfließenden Fluss und die von der schwachen Straßenbeleuchtung erhellte Brücke, die zuvor zehn Jahre lang im Dunkeln gelegen hatte. Neuerdings schien es sogar einen bescheidenen Anstieg in der Zahl der Schiffe zu geben, die tagsüber den Fluss befuhren. Vielleicht war, wie Jang sagte, das Schlimmste vorbei, selbst wenn dies nicht an einer Verbesserung der Wirtschaft lag, sondern an der Hilfe aus den Vereinigten Staaten von Amerika und China, wo man fürchtete, das Land stünde am Rande eines Zusammenbruchs.

»Arbeitest du eigentlich immer so lange, Genosse Pak? Es heißt, deine Augen sind auch nicht mehr das, was sie einmal waren.«

Machte Jang sich über ihn lustig, weil er unverheiratet geblieben war und im Grunde ein ewiger Student? Oder kritisierte er unterschwellig, dass er den Computer so spät

noch laufen ließ, obwohl die Nation neben allen anderen Mangerscheinungen an chronischer Unterversorgung mit Strom litt?

Jang stammte aus Pjöngjang, Pak hingegen aus einem kleinen Dorf am Fuße des etwa zweihundertfünfzig Kilometer nordöstlich der Hauptstadt gelegenen Puksubaek-Berges. Pak war ein außergewöhnlich fleißiger Mann und hatte seit der Grundschule nicht mehr als vier Stunden pro Nacht geschlafen. Geheiratet hatte er nie, weil Ri Sol-su, das Mädchen aus seiner Klasse, in das er sich verliebt hatte, an Tuberkulose gestorben war. Pak war überzeugt, er würde nie wieder ein Mädchen wie die patente und gutherzige Ri Sol-su finden, und war deshalb allein geblieben.

Jang hatte recht mit der Bemerkung über seine Augen: Paks Sehkraft hatte rapide nachgelassen, seit er am Computer arbeitete, und das Politbüro gewährte ihm kostspieligen Neunaugen-Tran, um Abhilfe zu schaffen. Aber warum forschte Jang, der all dies ganz bestimmt wusste, nach den Gründen für Paks Arbeitseifer?

»Ich lebe allein«, erwiderte er mit einem gekünstelten Lächeln. »Ich habe keinen anderen Sinn im Leben.«

Es klopfte an der Tür, und eine Wache brachte ihnen Tee. Der Schreibtisch war so voll belegt, dass der Mann nicht wusste, wohin er die Schalen stellen sollte. Sein Blick blieb dennoch unverbindlich, denn es war streng verboten, sich im Zimmer umzusehen oder etwaigen Besuchern oder dem Computer auch nur die geringste Aufmerksamkeit zuteilwerden zu lassen. Pak schob einige Papiere beiseite, um Platz zu machen. Der Wachsoldat stellte die Schalen ab und glitt lautlos wie ein Schatten aus dem Zimmer.



Pak trank von seinem Tee. »Neuerdings haben wir eine überwältigende Menge an Material, das gelesen und analysiert werden muss.« Es stimmte. Seit der amerikanischen Präsidentschaftswahl hatte sich die Situation in Ostasien drastisch verändert.

»Ich würde gern mehr über deine Nachforschungen erfahren«, sagte Jang. Er wandte sich vom Fenster ab und musterte Pak mit ernster Miene. »Welche Tendenzen gibt es in Japan? Und was bedeuten sie?«

Pak fand Jangs Interesse an diesem Thema nur zu begreiflich, dennoch fragte er sich, warum es nötig war, sich so spät am Abend zu treffen. Außerdem berichteten die japanischen Medien unablässig von der in ihrem Land herrschenden Krise. Vielleicht ging es Jang aber auch nur um eine Überleitung zu dem bevorstehenden Gespräch.

»Ich habe mir gerade die Homepage der japanischen Regierung angeschaut«, sagte Pak. »Sie hat diese Woche beschlossen, die Mehrwertsteuer um weitere 2,5 % auf 17,5 % zu erhöhen. Außerdem besteht offenbar die Absicht, bekannt zu geben, dass eine groß angelegte militärische Aufrüstung auch ohne Verfassungsänderung möglich wäre. Die Oppositionsparteien arbeiten daran, den US-Schoßhündchen-Patriotismus durch einen antiamerikanischen Patriotismus zu ersetzen. Diese Stimmung breitet sich nicht nur innerhalb der ärmeren Schichten aus, sondern auch in der zunehmend in Bedrängnis geratenden Mittelschicht und teilweise sogar in der gebildeten Oberschicht. Die Regierung befindet sich offenbar in einem Dilemma und bemüht sich verzweifelt um Einigung mit der Opposition und deren Unterstützern, indem sie der Diskussion um die Verfassung aus dem Weg geht. Der *Asahi Shimbun*

zufolge fordern Mitglieder des rechten Flügels der Liberalen Demokratischen Partei, die den Kern der Opposition bildet, den Verkauf von Währungsreserven, um eine militärische Aufrüstung zu finanzieren. Dieser Vorschlag stößt auf breite Zustimmung. Aber die andere große Tageszeitung, die *Mainichi Shimbun*, mutmaßt, dass das japanische Auslandskapital – einschließlich der Staatsanleihen – durch die Versuche, den Yen zu stützen, bereits erschöpft sei. Pessimistische Stimmen in der japanischen Wirtschaft behaupten, die Regierung habe längst nicht mehr die Macht, einen vollständigen Zusammenbruch zu verhindern. Was vermutlich nicht mal übertrieben ist.«

Pak war vorsichtig und fasste nur zusammen, was ohnehin allgemein bekannt war.

»Meiner bescheidenen Ansicht nach«, fuhr er fort, »steht Japan vor dem wirtschaftlichen Ruin und damit an einem Wendepunkt. Die Opposition, die ein stärkeres Militär und atomare Aufrüstung fordert, gewinnt an Einfluss, während der liberalen Regierung immer mehr ihre Basis entgleitet. Folgt Japan dem Kurs der Hardliner, wird es seine Verfassung umgehen und nuklear aufrüsten. Doch obwohl Japan technisch in der Lage ist, Atomwaffen herzustellen, fehlt ihm ein Abschussystem – ein Umstand, vor dem die Medien bisher die Augen verschlossen haben. Japans Raketentechnik ist rückständig, außerdem verfügt es über keine Langstreckenbomber. Demzufolge vermeidet man jede Diskussion über die Risiken, die eine Aufrüstung, und sei sie nur zur Abschreckung, bedeutet, ganz zu schweigen vom Potenzial, einen Erstschlag durchzuführen.

Jedenfalls zeigt die Inflation katastrophale Auswirkungen. Sämtliche öffentlichen sowie privaten Finanzquellen sind

stark vermindert. Seit dem Zusammenbruch des Yen gibt es Importgebühren nicht nur auf Öl, sondern auch auf Viehfutter. Die Öffentlichkeit fürchtet sich davor, dass Lebensmittel- und Ölimporte ganz eingestellt werden, Ängste, die natürlich den Befürwortern einer militärischen Aufrüstung in die Hände spielen. Insgesamt führt Japan etwa 60 % seiner Lebensmittel und über 70 % Getreide und Futtermittel ein. Noch mehr als wir in der Republik. Da der Yen weiter fällt, steuert Japan unweigerlich auf eine Lebensmittel- und Energiekrise zu. Doch obwohl dies gerüchteweise bekannt ist, haben die USA ihre Preise für Futtermittel um ein Drittel erhöht, was in den japanischen Medien einstimmig zu einem anti-amerikanischen Aufschrei geführt hat. Erst heute schrieb die *Yomiuri Shimbun*, im kommenden Winter sei mit dem Erfrierungs- und Hungertod einer größeren Zahl von Obdachlosen zu rechnen.«

Jang Jin-myeong hörte seinem Genossen aufmerksam zu. Noch immer hatte er diesem den Zweck ihres abendlichen Treffens nicht enthüllt. Pak ahnte, dass er sich allmählich vorantasten und das eigentliche Thema noch folgen würde.

»Es würde mich sehr interessieren, deine Ansichten zur Entwicklung der Beziehungen zwischen China und Japan zu hören«, sagte Jang schließlich.

Vielleicht kam er jetzt endlich zur Sache. Pak musste auf der Hut sein. Die Situation der nordkoreanischen Republik war hinsichtlich ihrer Bindung an China einigermaßen verfahren, ein ebenso heikles Thema waren die chinesisch-japanischen Beziehungen. Falls die demokratische Regierung in Washington sich weiter um bessere Beziehungen zu Nordkorea bemühen und als Gegenleistung für den Abbau nuklearer Einrichtungen Lebensmittel und Treibstoff

anbieten würde, könnte sich ein Weg zur Wiedervereinigung öffnen. Allerdings würde China sein Möglichstes tun, um die lang ersehnte Verwirklichung dieses Traumes zu vereiteln, da eine Wiedervereinigung der beiden koreanischen Staaten den Puffer zwischen China und den USA beseitigen würde. Überdies könnte ein vereintes koreanisches Militär, beliefert von der amerikanischen Waffenindustrie, einen bedrohlichen Gegner darstellen. Die Beziehung zu China war damit ein wunder Punkt in der nordkoreanischen Außenpolitik. Gerüchte über einen Plan der chinesischen Regierung, den Geliebten Führer nach seinem Rücktritt auf einem Anwesen bei Beijing unterzubringen, um den Marionettencharakter der Beziehungen auszubauen, waren bis in Paks Seminare vorgedrungen. Doch selbst wenn es wirklich dazu käme, gäbe es weiter Machtkämpfe, Denunziationen und Überwachung in der Republik. Nie hatte der Geliebte Führer so aufmerksam auf potenzielle Veränderungen in der Volksarmee geachtet, um abweichlerische Elemente zu entlarven. Und die Hardliner reagierten nahezu allergisch auf die geringsten taktischen Anzeichen, die auf eine friedliche Wiedervereinigung zielten. Die geplante Eroberung des Südens aufzugeben bedeutete für sie, sich dem amerikanischen Militär zu unterwerfen.

»Jedes Gespräch über China muss wohlbedacht sein«, sagte Pak. »Ich glaube, du verstehst, was ich meine, Genosse Jang. Über einige Ergebnisse meiner Nachforschungen kann ich nicht so einfach sprechen. Nicht einmal mit einem alten Freund und verdienten Genossen aus dem inneren Kreis.«

Jang nickte nachdrücklich, offenbar zufrieden mit dieser Antwort. Er richtete sich auf, als wollte er eine offiziellere

Haltung einnehmen, und kam endlich zum Zweck seines Besuchs. Sein Gesicht zeigte eine gewisse Anspannung und er sprach jedes Wort übertrieben deutlich und gestelzt aus.

»Ich habe die Aufgabe, dir mitzuteilen, dass du dich morgen früh um 10 Uhr im Büro 3 einzufinden hast. Auf wessen Befehl wirst du bei deiner morgigen Ankunft erfahren. Mehr hat man mir nicht gesagt. Ein Wagen von der Abteilung für Organisation und Weisungen wird dich abholen. Mehr weiß ich auch nicht.«

Am nächsten Morgen sangen die Lerchen, obwohl die Luft noch kalt war. Die Sagopalmen vor dem Eingang des Gebäudes, in dem sich sein Büro befand, waren bereift. Im Freien stehend ließ Pak seinen Blick über den Campus schweifen. Die Kim Jong-il-Politik- und Militärakademie war von einer sechs Meter hohen Mauer umgeben und hatte kaum Ähnlichkeit mit einer Einrichtung für höhere Bildung. Es gab keine Sportplätze und der ganze Komplex wirkte eher wie eine gut gesicherte Konzernzentrale. Was im Inneren vorging, blieb der Öffentlichkeit weitgehend verborgen. Der Schwerpunkt der Universität, die ursprünglich als Ausbildungsstätte für Agenten im Dienst gegen den Süden gegründet worden war, hatte sich in den vergangenen Jahren auf das Studium von Fremdsprachen, Computertechnik und moderner Wirtschaftswissenschaft verlagert.

Auf Drängen seines Sekretärs hatte Pak seinen Wintermantel mit Steppfutter mitgenommen. Der Himmel war bedrohlich dunkel und ein Temperaturabfall war vorausgesagt. Den Wollmantel hatte seine Mutter ihm geschenkt, als er ins Politbüro gewählt worden war. Seither trug er ihn

und ließ ihn alle paar Jahre überarbeiten. Immer wenn er in die Ärmel fuhr, dachte er an seine Mutter, die in seiner Heimatprovinz ein kleines Stück Land bestellte. Sein Vater war im Krieg für die Wiedervereinigung des Vaterlands gestorben. Die Gefallenen galten als »Kämpfer für die Revolution« und deren Angehörige wurden von der Partei bevorzugt. Dennoch war das Leben von Paks Mutter, die den Sohn und die beiden Töchter allein großziehen musste, ein ständiger Kampf voller Entbehrungen gewesen. In den 1990er-Hungerjahren hatte er ihr mehrmals im Jahr Lebensmittelgutscheine, Reis und Schweinefleisch geschickt, doch spendete sie diese unweigerlich der örtlichen Parteizentrale. Sie lebte von Klößchen, die hauptsächlich aus Kiefernrinde bestanden, und bezeichnete sich als einfaches Würzelchen am barmherzigen Baum des Geliebten Führers, das alles gab, um dessen mächtigen Stamm zu nähren. Menschen, die Stromkabel auf dem freien Markt verkauften, um nicht zu verhungern, verachtete sie. Pak Yong-sus Mutter war rein wie frisch gesponnene weiße Seide. Wie entsetzlich wäre es für sie, würde ihr Sohn heute im Büro 3 eines Vergehens bezichtigt.

Der Wachposten am Tor, ein junger Absolvent der Akademie in einer dünnen ungefütterten Uniform, stand stramm und präsentierte das Gewehr. Der angekündigte Wagen wartete bereits eine halbe Stunde vor der überdachten Einfahrt, denn Zivildfahrzeuge waren auf dem Campus nicht gestattet. Es war ein deutsches Modell mit dem Nummernschild 2.16 – eine Anspielung auf den Geburtstag des Genossen General am 16. Februar sowie ein Hinweis darauf, dass es sich um das Geschenk eines hohen Offiziers handelte. Ein ihm unbekannter Ministerialsekretär entstieg dem Wagen

und öffnete die hintere Tür. »Ich werde Sie begleiten, Professor Pak«, sagte der Mann, der ungefähr Mitte dreißig war. Er saß vorn, während Pak auf der ledergepolsterten Rückbank im Fond Platz nahm, die Arme verschränkte und die Augen schloss. Was hatte die Demokratische Front für die Vereinigung des Vaterlandes angesichts der Gerüchte über ein Tauwetter zwischen Nordkorea und Amerika sowie dem Süden mit einem Japanologieprofessor vor? Paks Unruhe wuchs, als der Wagen sich in Bewegung setzte.

Die breite Promenade am Taedong war nahezu verlassen. Mit Tempo 100 raste der deutsche Wagen an der Insel Yanggak vorbei und die Uferstraße entlang in Richtung Changgwang-Straße. In Kürze würde sich eine Flut von Pendlern auf dem Weg zur Arbeit aus den U-Bahn-Stationen ergießen, und zwei Stunden später würden Reisebusse aus den Provinzen den Parkplatz vor dem Chuch'e-Turm füllen. Die knospenden Ruten der Weiden auf der Promenade schwankten in der morgendlichen Brise. Pak liebte den Blick auf den Fluss, den er zwischen all den Betongebäuden, die ihn selbst nach dreißig Jahren in Pjöngjang noch fremd anmuteten, als wohltuend und beruhigend empfand. Er genoss es, auf einer Bank zu sitzen, den Schiffen zuzusehen und gedankenverloren zum anderen Ufer hinüberzublicken oder, wenn es seine Zeit erlaubte, dort allein spazieren zu gehen.

Im Frühling lag ein zarter Dunst über dem Wasser, im Sommer erschien nach einem Schauer auch mal ein Regenbogen, im Herbst verfärbten sich die Blätter der Bäume am Ufer, und im Winter war die Luft so klar, dass er das angenehme Gefühl hatte, mit dem Fluss zu verschmelzen. Als er zwanzig war, hatten Ri Sol-su und er hier häufig

Spaziergänge unternommen. Damals – Anfang der 1970er-Jahre – hatte es am Weg Essstände mit kandierten Äpfeln und ausgebackenen süßen Krapfen gegeben. Sie hatten sich etwas gekauft, um es auf einer Bank zu verzehren, während sie Zukunftspläne schmiedeten oder über ihre Heimatdörfer sprachen. Sie hatten sich niemals auch nur an den Händen gehalten, geschweige denn geküsst.

Vor ihnen tauchte die Bronzestatue von Kim Il-sung auf, und Pak fühlte sich ermutigt. Verglichen mit der riesigen Statue von Mansudae erschien ihm die Darstellung des Großen Führers hier wahrhaftiger. Beim Anblick der aus dem Dunst ragenden Statue ermahnte er sich, dass dies keine Zeit für sentimentale Erinnerungen an Ri Sol-su sei. Schließlich war er nur ein winziges Rädchen im Getriebe der andauernden Revolution und auf dem Weg zu Büro 3. Er musste gewappnet sein, vorbereitet auf das, was ihn dort vielleicht erwartete. Als sie in die Innenstadt hineinfuhren, drosselte der Fahrer das Tempo. An strategischen Punkten stationierte Verkehrspolizisten und Wachleute salutierten, als sie vorbeifuhren. Im Wagen herrschte Stille. Der Ministerialsekretär schwieg, und Pak, der nicht wusste, weshalb man ihn kommen ließ, war kaum in der Stimmung, ein Gespräch zu beginnen. Doch als sie an einer Ampel am Okryu-gwan, dem größten und renommiertesten Restaurant Nordkoreas, anhalten mussten, wandte der Mann sich um und bat schüchtern, eine Frage stellen zu dürfen. Sein Ton war ungekünstelt und Pak fand ihn auf Anhieb sympathisch. »Bitte«, sagte er. Doch was jetzt kam, war unerwartet.

»Hast du schon einmal japanisches Kirin-Bier getrunken, Genosse Professor?«



»Ja«, sagte Pak. Bei der Erwähnung der bekannten japanischen Marke musste er lächeln. »Ein paarmal. Warum fragst du?«

»Ich weiß, es klingt dekadent, aber ich hoffe, dass ich durch meine Mitgliedschaft in der Partei eines Tages Gelegenheit haben werde, mir ein solches Bier im Okryu-gwan zu bestellen.«

Er lachte verlegen und der Fahrer stimmte ein. Für eine solche Bemerkung hätte ein einfacher Arbeiter leicht im Umerziehungslager landen können. Aber der Sekretär eines hochrangigen Beamten aus Büro 3 genoss ein Maß an Freiheit, das den meisten Bürgern verwehrt war. Pak versicherte ihm, dass sich diese Hoffnung erfüllen könne, falls er sich als dauerhaft loyal erweisen und für die Partei sein Bestes geben würde. Er warf einen Blick zum Okryu-gwan, wo sich – wiewohl noch vier Stunden bis zur Mittagspause – eine lange Schlange gebildet hatte. Wer nicht der Partei oder der Armee angehörte, aber dort essen wollte, musste einen Gutschein von seinem Arbeitsplatz vorweisen. Jedoch wurden täglich nur zweihundert solcher Gutscheine, die außerdem lediglich für kalte Nudeln galten, in den Büros und Fabriken der Hauptstadt ausgestellt, wodurch die Chance, einen davon zu ergattern, mit eins zu tausend ziemlich gering war. Ansonsten konnte man sich nur anstellen und hoffen, einen von einem der behinderten Schwarzmarkthändler zu bekommen, die vor dem Lokal Gutscheine zu überhöhten Preisen verkauften. Das Ministerium für Volkssicherheit drückte dabei ein Auge zu, da man an den Einnahmen beteiligt war.

Bei ihrer Ankunft im Gebäude von Büro 3 brachte der Sekretär Pak an den Empfang, wo ihn ein Offizier der Volksarmee mit scharfen Gesichtszügen zu einem Aufzug geleitete, der sie ins zweite Untergeschoss beförderte. Der Offizier führte ihn durch einen schmalen dunklen Gang zu einer einfachen grauen Stahltür, die von Kim Gweon-cheol, dem stellvertretenden Leiter von Sektion 4 der Abteilung für Organisation und Weisungen geöffnet wurde.

»Danke, dass du dich eigens herbemüht hast, Genosse Pak. Ich hoffe, wir können die üblichen Formalitäten beiseitelassen. Bitte tritt ein und nimm Platz.«

Kim Gweon-cheol war eine Legende. Er hatte den gegenwärtigen Posten im zarten Alter von achtunddreißig erreicht, da er ein enger Weggefährte von Jang Sung-taek, dem Schwager des Geliebten Führers war. Selbst nachdem Letzterer wegen seines allzu starken Engagements für eine Liberalisierung der Wirtschaft in Ungnade gefallen war, hatte Kim seine Karten raffiniert ausgespielt und die Sonderwirtschaftszone so erfolgreich verwaltet, dass er den Sturz seines Schwagers überlebt hatte. Er galt als kaltblütig und äußerst scharfsinnig. Er führte Pak in den Vorführraum 1, der sich leicht von ähnlichen Einrichtungen in anderen Regierungsgebäuden, Kulturzentren und Gästehäusern unterschied. Er war über fünfzig Quadratmeter groß und besaß drei fächerförmig vor einer kleinen Leinwand angeordnete Sitzreihen. Pak setzte sich ganz rechts in die dritte Reihe. Wände und Fußboden waren mit robustem grauem Linoleum verkleidet. Die roten Ledersitze verfügten über hohe Rückenlehnen und Aluminiumaschenbecher auf den Armstützen, in denen Filterzigaretten rauchend etwa ein Dutzend Uniformierte saßen. Aus dem Geruch des Qualms

schloss Pak, dass es sich um japanische Seven Stars handelte. In seiner Nervosität hätte er auch gern geraucht, aber als er seine Zigaretten aus der Uniform ziehen wollte, fiel ihm ein, dass es eine billige chinesische Marke war, und er gab den Gedanken auf. Die Männer hier im Vorführraum rauchten vermutlich immer Seven Stars.

Abgesehen von einem Schreibtisch vor der Leinwand gab es keine weiteren Möbel. Der Boden war makellos sauber. Das Merkwürdigste war jedoch, dass an keiner der Wände Fotografien des Großen Führers und seines Sohnes hingen. Nie zuvor war Pak in einem Raum gewesen, in dem diese fehlten. Die Anweisungen für eine Evakuierung im Falle einer Invasion aus dem Süden sahen als Erstes die Rettung dieser Bilder vor. Ihr Fehlen deutete darauf hin, dass es sich hier um einen Ort handelte, an dem diese Etikette unnötig war.

»Wir zeigen euch jetzt einen ziemlich ungewöhnlichen Film.«

Der Projektor surrte und die Vorführung begann. Ein stämmiger Mann links von Pak räusperte sich und drückte seine Zigarette aus. Bei einem unauffälligen Seitenblick erkannte Pak, dass es Choi Deok-cheol war, der heute eine Uniform trug. Vor drei Jahren, als Pak ihm auf einem Bankett zum Gründungstag der Partei der Arbeit im Stadtbezirk Taesong begegnet war, hatte er einen eleganten Zweireiher getragen, wie Pak noch keinen zuvor gesehen hatte. Nur wenige in der Republik konnten es sich erlauben, so etwas zu tragen. Choi war lange im Externen Verbindungsbüro des Parteisekretariats für Einsätze gegen den Süden zuständig gewesen und leitete außerdem die Handelsfirma Molan, die der Führung der Volksarmee

unterstand. Paks Hände wurden feucht, als die Leinwand hell wurde und der Film begann.

Er spielte im Zweiten Weltkrieg und es ging um einen geheimen, von den Nazis geplanten Einsatz. Der Film lief auf Englisch, ohne koreanische Untertitel. Die erste Szene zeigte einen Amerikaner mit einem langen Gesicht, der einen komischen Sketch mit einem Hund vollführte und dann erklärte, einen Hund zu dressieren, sei auch nicht anders, als eine Frau zu erziehen. Den Männern im Raum blieb der Mund offen stehen. Woraus Pak schloss, dass alle Englisch verstanden, eine seltene Fähigkeit in Nordkorea. Er grübelte jedoch nicht lange darüber nach, denn der Film war spannend.

Es begann damit, dass ein unterer Staboffizier eine alberne Idee ausbrütet. Obwohl sie vom gesamten Stab abgelehnt wird, kommt sie zufällig Hitler zu Ohren, der sich sogleich an ihre Umsetzung macht. Ein Sonderkommando wird in eine Gruppe jüdischer Flüchtlinge auf einem Passagierschiff nach New York eingeschleust, wo es nach der Landung Manhattan besetzt. Alle tragen Wehrmachtsuniformen, behaupten jedoch Gegner der Nazis zu sein, die vor Hitlers Diktatur geflohen und nach New York gekommen seien, um eine Exilregierung zu gründen. Hitler erklärt, es handle sich tatsächlich um Rebellen und teilt den Alliierten mit, seinethalben könne man sie sämtlich als Spione erschießen. Mittlerweile hat das Sonderkommando sich jedoch einer Anzahl amerikanischer Bürger als Geiseln bemächtigt, und die amerikanischen Militärs sind machtlos. Hitler hat einen geheimen Plan für die »Rebellen« ausgeheckt. Eine Gruppe ausgewählter Freiwilliger, die bereit sind, ihr Leben zu opfern, wird mit dem Auftrag, Roosevelt

und andere bedeutende Politiker zu ermorden, nach Washington entsandt. Einer aus dieser Truppe verliebt sich in eine Kellnerin aus einem Café, wird gefangen genommen und wechselt die Seiten. Das Rebellenkommando wird aufgerieben und getötet. Am Ende des Films sieht man, wie Hitler die Geschichte unter viel Gelächter im engsten Kreis zum Besten gibt, und nur bedauert, dass der so vielversprechende Einsatz gescheitert sei.

Nach dem Abspann ging das Licht an und es war zu hören, wie der Film zurückgespult wurde. Kim Gweon-cheol trat vor die Leinwand.

»Was hältst du davon, Genosse Ri Dong-ho?«, richtete er das Wort an einen dünnen Mann Anfang fünfzig in der Mitte der ersten Reihe. Ri war eine führende Persönlichkeit in der Einsatzleitung des Parteisekretariats und für Investmentbanken und Handelsgesellschaften in Rason und Sinuiju zuständig. Sich das Kinn reibend, erklärte er, er habe den Film sehr unterhaltsam gefunden.

»Darf ich mir jedoch die Frage erlauben, warum gerade diese Gruppe von Genossen ausgewählt wurde, sich ihn anzuschauen.«

Ri drehte sich in seinem Sitz um und sah Pak Yong-su an, der nun ins Zentrum der allgemeinen Aufmerksamkeit rückte. Sämtliche Gesichter waren ihm vertraut. Dort saßen Männer, mit denen er studiert hatte, mit denen er als Politoffizier gearbeitet hatte. Ihnen allen, einschließlich Ri und Choi, war gemeinsam, dass sie in der einen oder anderen Form für Sabotageaktionen im Ausland zuständig gewesen waren. In der ersten Reihe saßen Gong Chang-su, der ehemalige Leiter der Auslandssektion für Strategische Einsätze, der im Büro 39 mit dem Druck von gefälschten

US-Dollars und Geldwäsche betraut war, dann Kim Su-gweon, ehemals Abteilung für soziokulturelle Angelegenheiten des Politbüros, der für den Bombenanschlag auf den südkoreanischen Präsidenten Chun verantwortlich war, als dieser 1983 das Märtyrer-Mausoleum in Rangun besuchte, weiterhin Hwang Pung-gu, Politoffizier und Angehöriger der Kommandozentrale der Luftwaffe zur Verteidigung der Hauptstadt sowie Leiter eines Ausbildungszentrums für antijapanische Einsätze. In der zweiten Reihe befand sich Ri Hyeong-sup, der Kopf der Kommunikationszentrale der Akademie der Wissenschaften und Chefadministrator aller Internet-Server in Nordkorea. Zu seiner Rechten saß Kim Chang-bok, der Informationen über die amerikanische Militärpräsenz in Japan und die japanischen Selbstverteidigungsstreitkräfte sammelte und analysierte. Er war Politoffizier der 4. Abteilung des Geheimdienstes der Volksarmee. Links von ihm saß Yim Gang-san, Politoffizier aus der Kommandozentrale der Flotte im Gelben Meer, wo er den Schmuggel von Materialien für den Schiffsbau durch die chinesische und die russische Mafia organisierte. Neben Pak saß Choi Ho-gyeong, der zu dem Team gehört hatte, das in den 1990er-Jahren mit dem amerikanischen Außenministerium über eine Entnuklearisierung verhandelt hatte, während er dem Externen Verbindungsbüro, für das er arbeitete, versteckt Bericht erstattete. Neben Choi befand sich Shin Dong-won von der Nationalen Verteidigungskommission, dessen Abteilung vornehmlich für die Stationierung und Verlegung von Truppen verantwortlich war.

Diese Männer hatten sich nun hier versammelt. Sie waren die *Crème de la crème*, Männer in den Vierzigern und Fünfzigern, Mitglieder der Reform-Fraktion, die die Bedrohung

durch die antiamerikanischen Hardliner überlebt hatten. Als er die Blicke all dieser Männer auf sich spürte, lief Pak ein kalter Schauer über Rücken und Arme, ein ihm unbekanntes Gefühl – als hätte seine Haut plötzlich verstanden, warum man sie hier zusammengebracht hatte. Pak Yong-su verfügte vermutlich über die besten Kenntnisse der japanischen Sprache in der ganzen Republik, und jeder hier wusste das. Sie sahen ihn an, als repräsentiere er Japan.

»Eine Rebellenarmee, die keine ist«, sagte Kim Gweon-cheol, der vor der Leinwand stand. »Die Abteilung für Organisation und Weisungen hat bereits zugestimmt, eine solche Kampftruppe in eine Stadt in Übersee zu entsenden.«

Jemand im Zuschauerraum riss ein Streichholz an. Eine Stadt in Übersee ... Das konnte nur eine Stadt in Japan bedeuten. Pak wurde klar, dass hier ein Einsatz von immenser Tragweite aus der Wiege gehoben wurde. Dessen war er sich sicher, und diese Sicherheit erfüllte ihn mit der gleichen Sorge und Aufregung wie die Geburt eines Kindes. Und als Politoffizier im besonderen Einsatz war er dabei. Er war schon an zahlreichen Sabotageeinsätzen beteiligt gewesen, die jedoch alle von der Volksarmee geplant gewesen waren und nicht von Büro 3.

*Eine Rebellenarmee, die keine ist.* Alle dachten über diese Worte nach, einige murmelten sie vor sich hin. Sie schienen Anklang zu finden. Die hier versammelten Männer standen im Zentrum eines epochalen Plans. Für sie als Soldaten und Parteimitglieder der Republik konnte es nichts Aufregenderes geben. Sämtliche Sabotagepläne waren nominell der Genehmigung des Zentralkomitees der Partei unterworfen, doch in der Praxis wurde der Dienstweg

häufig umgangen, da jede Behörde, die an solchen Einsätzen beteiligt war, über eigene Truppen und finanzielle Mittel verfügte. Außerdem war es eine Binsenweisheit, dass Genehmigungen den Erfolg von Verschwörungen behinderten. Nirgendwo auf der Welt debattierten Parlamente oder Regierungen über die Ratsamkeit oder Berechtigung geheimer Missionen, um sie anschließend zu befürworten. Verschwörer agierten im Verborgenen und scheuten das Licht. Daher waren ihre Pläne niemals das Werk einer Nation als ganzer noch gab es jemals eine eindeutige Befehlskette. Die ständige Gefahr, entdeckt zu werden, verbot jede nachvollziehbare Hierarchie und erforderte stattdessen ein unübersichtliches weitverzweigtes Netzwerk aus Seiten- und Querverbindungen.

Ein Beweis hierfür war das Attentat auf Kennedy, an dem angeblich eine Vielzahl rechtsgerichteter Gruppierungen beteiligt gewesen war: konservative Kräfte in der Regierung, das Verteidigungsministerium, das Militär, Angehörige des Militärs im Ruhestand, die CIA, das FBI ebenso wie die Mafia, Exilkubaner, die örtliche Polizei und ausländische Söldner. Das heißt, es gab weder eine einzelne Organisation, die den Mord begangen hatte, noch eine Befehlskette. Jede Gruppe war für ihre Aufgabe zuständig und wusste nicht, wer die anderen Gruppen anführte, ja nicht einmal, was diese taten. Das Gleiche galt für islamistische Extremisten und andere internationale Terrororganisationen. Eine Einheit leistete Vorarbeiten, eine sammelte Informationen, eine baute die Bomben, die nächste beförderte die Zünder, eine probte den Anschlag, eine versteckte die Attentäter bis zum Tag des Anschlags, eine weitere besorgte die Fahrzeuge und belud sie mit dem Sprengstoff usw. Jede dieser



Aufgaben wurde gewissenhaft erfüllt. Jede Gruppe tat nur das, wofür sie zuständig war, ohne etwas mit den anderen zu tun zu haben. Am entscheidenden Tag waren einzig diejenigen vor Ort, die den eigentlichen Anschlag ausführten. Alle anderen hatten das Land verlassen.

»Meine Frage an Sie, Professor Pak«, sagte Kim Gweoncheol, »wäre nun, wie viele Angehörige der Sondereinsatzkräfte über umfassende Japanischkenntnisse verfügen?«

Pak überlegte einen Moment lang, was »umfassend« bedeuten mochte. »Wenn Sie damit meinen, wie viele als Muttersprachler durchgehen könnten, fürchte ich, dass wir da niemanden haben. Es sei denn, wir würden einige von unseren Landsleuten im Ch'ongryon zu Undercoveragenten ausbilden. Ist das Ihre Absicht?«

Der Ch'ongryon war eine Organisation von in Japan lebenden Koreanern, die gemeinhin als eine Art nordkoreanische Botschaft gesehen wurde. Kim erklärte, ihm gehe es lediglich um gute Kenntnisse und nicht um fehlerlose Sprachkompetenz. Auch eine verdeckte Operation käme nicht in Betracht. Die Kommandotruppe sollte zwar bis zu ihrer Landung in Japan geheim operieren, aber danach mit Waffengewalt vorgehen. Mit anderen Worten, die Soldaten mussten nicht in der Lage sein, sich als Japaner auszugeben. Dennoch brauchten sie ausreichende Japanischkenntnisse, um ihren Auftrag zu erfüllen.

Der Erste, an den Pak dachte, war Han Seung-jin. Han war außergewöhnlich begabt, was nicht nur sein gutes Japanisch bewies, sondern auch seine Kampfkraft und vor allem seine Führungsqualitäten. Er kam auf acht weitere ehemalige Studenten, die Japanisch konnten und inzwischen den Sondereinsatzkräften angehörten.

»Es sind keine zehn«, antwortete er auf Kims ursprüngliche Frage.

»Also nur neun?«, brummte Kim. Dann grinste er. »Da kann man eben nichts machen. Wir müssen nehmen, was wir kriegen.« Ein Beamter der Nationalen Verteidigungskommission brachte Kim eine Karte, die dieser auf dem Schreibtisch vor sich ausbreitete. Sie zeigte in einem Maßstab von eins zu einer Million den nördlichen Teil Kyūshū und die koreanische Halbinsel. »Die Operation soll in drei Phasen vonstattengehen«, erklärte Kim. »In Phase 1 werden die neun Offiziere heimlich an Land gehen und bestimmte Einrichtungen besetzen. In Phase 2, die zwei Stunden später beginnt, werden wir vier Spezialeinheiten auf dem Luftweg einschleusen und einen Brückenkopf einrichten. Dies schließt nicht nur Sandsäcke und Gräben ein, sondern auch Blut und Leben von Japanern.«

»Welche Stadt haben Sie im Auge?«, fragte Ri Dong-ho.

Hwang Pung-gu zeigte auf die Nordküste von Kyūshū.

»Fukuoka.«

Die vier Spezialeinheiten sollten in einem Wohngebiet einen Stützpunkt einrichten und diesen bis zum Eintreffen der Haupttruppen sichern, was Phase 3 einleiten würde: die Landung von 120.000 Soldaten in der Bucht von Hakata. Die Zahl rief eine Woge aufgeregten Raunens und allgemeines Tasten nach Zigaretten hervor. *Eine Rebellenarmee, die keine ist*, wiederholte Kim Chang-bok, der rechts von Pak saß und langsam den Rauch einer Seven Stars ausblies. »Weder die Amerikaner noch der Süden hätten das Recht, bewaffnete Aufständische auf japanischem Territorium anzugreifen«, sagte er mit zustimmendem Nicken. »Die Republik verkündet, dass es sich nicht um einen Angriff

der Volksarmee handelt, sondern um einen terroristischen Anschlag meuternder Teile der Armee. Der Süden und die USA sind also draußen, und da Japan verfassungsrechtlich ebenfalls die Hände gebunden sind, werden die Selbstverteidigungskräfte still halten. Würde Pjôngjang angegriffen, käme es zu einem totalen Krieg, und Seoul wäre innerhalb von dreißig Minuten ein Feuermeer. Das will niemand, nicht der Süden, nicht die USA und auch nicht China oder Russland.«

Der Plan war unschlagbar und Pak Yong-su konnte seine Aufregung kaum zügeln. Die Landsleute im Süden würden verschont bleiben, und die Heimat auch. Der Krieg würde auf überseeischem Territorium stattfinden. Blut würde fließen und Städte würden zerstört, doch nur in jenem Land, das einst das Vaterland beherrscht, zahllose Menschen zwangsumgesiedelt und damit die Ursache für die Teilung geschaffen hatte. Im verhassten Japan.

»Werden wir die Unterstützung unserer dortigen Landsleute benötigen?«, fragte Gong Chang-su. Er spielte auf den Ch'ongryon an, die Vereinigung der nordkoreanischen Einwohner Japans. Kim Gweon-cheol schüttelte den Kopf.

»Selbst wenn Ch'ongryon seine Unterstützung anbietet, nachdem die vier Einheiten Fukuoka besetzt haben, werden wir ablehnen. Wir werden jeden Versuch, sich uns anzuschließen, mit Gewalt unterbinden. Vergesst nicht: Dieser Plan verfügt bereits über die Zustimmung der Abteilung für Organisation und Weisungen. Erstens besteht die Gefahr, dass etwas durchsickert. Der Ch'ongryon steht unter ständiger Beobachtung des japanischen Geheimdienstes und ist von ihm unterwandert. Zweitens hat sich der Verband, seit es kaum noch Koreaner der ersten Generation in ihm gibt,

stark verändert. Die Mentalität der jüngeren Generation ist bereits japanisiert. Sie haben im Zuge des Medienrummels um die Entführung japanischer Staatsbürger durch die Republik noch den letzten Rest an Loyalität gegenüber dem Vaterland verloren. Es ist wie der Geliebte Führer immer sagt: »Aus einem Wolf, der von Hunden aufgezogen wird, wird ein Hund.« Daher werden die Mitglieder des Ch'ongryon keine Sonderrechte erhalten. Sie werden behandelt wie Japaner. Ich werde das später mit euch durchgehen, aber jede Phase ist in sich geschlossen. Ein Befehlshaber wird eingesetzt, ein Hauptquartier eingerichtet und von dem Moment an, in dem die 120.000 Soldaten in der Bucht von Hakata landen, ist die Sache erledigt. Der entscheidende Punkt ist, dass es nicht die Republik ist, die Japan überfällt.«

Shin Dong-won tuschelte heftig nickend mit Choi Hogeong.

»Ich frage mich, welche Einheiten in Phase 3 nach Fukuoka geschickt werden sollten.«

Choi überlegte einen Moment, lächelte dann vielsagend und flüsterte: »Eventuell das 8. Armeekorps.«

Diese beiden von Offizieren der konservativen Hardliner-Fraktion angeführten Armeeeinheiten galten als Hindernisse für eine mögliche künftige Wiedervereinigung. Es hatte endlose Gerüchte um einen drohenden Staatsstreich gegeben, bei dem das 8. Armeekorps der Sondereinsatzkräfte eine prominente Rolle spielen würde. Somit war der Parteiführung sehr daran gelegen, diese militärische Einheit stark unter Kontrolle zu halten. Dem Befehlshaber des Korps, das nach Fukuoka geschickt werden sollte, würde man versichern, dass die Bezeichnung Rebellenarmee lediglich eine List sei, um einen Gegenangriff zu verhindern,

und dass die Republik ihn als Verräter bezeichnen würde, allein diesem Betrug diene. Jeder Hardliner-Offizier, der fürchtete, im Falle einer Wiedervereinigung abserviert zu werden, wäre gewiss begeistert, mit der erhabenen und edlen Aufgabe einer Invasion Fukuokas betraut zu werden.

»Was ist das Ziel der Mission?«, fragte Yim Gang-san, worauf Ri Hyeong-sup ihm erklärte, es sei unter Umständen gar nicht nötig, sich für ein bestimmtes Ziel zu entscheiden, und Kim Gweon-cheol und Choi Deok-cheol pflichteten ihm entschieden bei.

Wenn es auf Kyūshū zu einer Konfrontation zwischen der Rebellenarmee und dem amerikanischen Militär käme, dachte Pak, wäre damit schon ein Ziel erreicht. Allein die Verlegung der Pufferzone zwischen China und den USA von der koreanischen Halbinsel nach Kyūshū würde schon genügen. Es müsste gar nicht zu einem Kampf mit den in Japan stationierten amerikanischen Streitkräften kommen. Die japanische Regierung hätte weder eine Strategie noch den Mut, einen Krieg zu beginnen und die Bevölkerung von Fukuoka mit hineinzuziehen. Japan würde vielleicht sogar auf Fukuoka verzichten und die Verbindung kappen.

»Hätte Japan seine Wirtschaft nicht so in den Sand gesetzt, wäre eine solche Operation gar nicht möglich«, sagte Ri Dong-ho leise.

»Japan hat seine Wirtschaft nicht in den Sand gesetzt«, erwiderte Choi Ho-gyeong und gab damit seine in Washington kultivierten Einsichten zum Besten. »Aber jedes Land, in dem einst erworbene Zinsen den Bach runtergegangen sind, hat Schwierigkeiten, seine Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen. Für Japan war es zu riskant, die ruinösen, quasi staatseigenen Konzerne aufzulösen. Also

beschritt man den weit einfacheren Weg einer Verfassungsänderung. Wie ein Unternehmen, das keine Profite mehr einfahren kann, einfach Insolvenz anmeldet und dann seine Firmenphilosophie ändert. Japan ist ein sterbender Elefant, dem der Wille zur Selbstheilung fehlt.«

Hwang Pung-gu hob die Hand und fragte, ob man bereits einen Decknamen für die Operation ausgewählt habe. Kim Gweon-cheol breitete die Arme aus und bat um Ruhe. »Jawohl, das hat man.« Er lächelte. Es gab nur einen Menschen in der Republik, der das konnte. Kim warf sich in die Brust und blickte stolz in die Runde, als er ihn verkündete: »In Liebe, Dein Vaterland.«